

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als  
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“  
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der  
Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald.  
Verantwortl. Redakteur Karl Bendish, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 31. Dezember 1903.

(Nachdruck verboten.)

## Spätes Jugendfeuer.

Sylvesterhumoreske von E. Greiner. (†).

Fräulein Zettchen Brummer, schätzenswerte Waise und Hausverweserin des vormals ehrsamem Gutmachermeisters, jetzigen wohlangesehenen Privatiers und Hausbesizers Herrn Heinrich Schwertfisch, war in der Küche beschäftigt, die altmodische, alljährlich am Sylvester in Gebrauch kommende zinnerne Punschterrine zu putzen. Dabei schweiften ihre Gedanken in das scheidende Jahr zurück, und ein Seufzer entfloß ihren Lippen: hatte der Heinz, ihr Schwestersohn, es doch noch immer nicht fertig gebracht, gegen das hübsche, blonde Trudchen ein Wort von seiner stillen Neigung laut werden zu lassen. Und wie gern hätte die alte Tante den braven Jungen glücklich gesehen, denn die Trudchen Köner, welche mit ihrer verwitweten Mutter nun schon so lang droben im Hinterhause wohnte, war wirklich ein Wesen, das jedermann gern haben mußte. Aber da hieß es stets: „Was ich Frau Köner wohl antworten mußte, wenn sie mich fragte, was ich ihrer Tochter zu bieten habe, ich, der arme Postassistent mit einem Monatsgehalt von 120 Mark? Sollte ich sie auf eine bessere Stelle in zehn Jahren, das große Los oder eine Erbschaft verträsten, um mir vielleicht später den Vorwurf machen zu müssen, daß sich Trudchen meinetwegen eine bessere Partie verschlagen habe? Das mag ein anderer tun, ich aber tue es sicher nicht.“ —

Nun, das war ja wohl von dem Heinz ganz ehrenhaft gedacht, doch seinen Wünschen förderlich war es sicher nicht. Wer wußte, ob Gertrud nicht gern ein paar Jährchen auf denormaligen Hausgenossen gewartet haben würde, oder ob nicht Better Schwertfisch, wenn er um die Sache wüßte, dem Heinz, der ja obendrein sein Pate war, einen kleinen Zuschuß gegeben hätte, war er selber doch des Lobes des hübschen Kindes voll, seit er droben ein- und ausging, um als Kenner und passionierter Liebhaber die hinterlassene Schmetterlingsammlung des verstorbenen Registrators zu ordnen. Doch wie hätte Tante Zettchen daran denken dürfen, bei jenem für den Neffen, gegen dessen Willen, ein gutes Wort einzulegen und damit sein sorglich gehütetes Herzensgeheimnis zu verraten? Morgen aber, wenn der Heinz von Halle herüberkam, würde sie ihn ernstlich vornehmen und darauf dringen, daß er in der Sache etwas tat, denn wer bürgte dafür, daß ihm bei dem hübschen Mädchen schließlich doch nicht ein anderer zuborkam?

In diesem Augenblick trat Herr Schwertfisch in die Küche.

„Habe soeben Frau Köner über die Wohnungsmiete quittiert und sie dabei ersucht, mit Fräulein Gertrud heute abend ein Glas Sylvesterpunsch mit uns zu trinken.“

Der Sprecher hatte den letzten Satz etwas zögernd vorgebracht, doch wenn er Zettchens Einwendungen gefürchtet, so hatte er sich geirrt.

„Ei, Better,“ lobte diese, während ein Gedanke ihr blitzschnell durch den Kopf fuhr, „das haben Sie recht gemacht! Ein bißchen muntere Gesellschaft wird uns am heutigen Abend wohl-tun, die Registratorin ist eine charmante Frau und das Trudchen ein leidhaftiger Engel.“

„Sawohl, ein Engel,“ stimmte der Better lebhaft bei, „habe mir das schon selber gesagt. Und welches Interesse für Raupenzucht und Schmetterlinge sie hat, wahrhaftig, man muß seine Freude dran haben!“

„O, die hat Interesse für alles“, beteuerte Zettchen, „und dabei so bildhübsch, so klug, fleißig und geschickt; eine Perle von einem Mädchen, sage ich, und glücklich der Mann, der sie einst heimführt.“

„Glücklich der Mann, der sie einst heimführt,“ wiederholte Schwertfisch, träumerisch vor sich hinidend. „Waise, wenn Sie wüßten, was mir bei Ihren Worten durch den Sinn gefahren ist!“ —

„Nun, was anderes wohl, als woran ich selber längst gedacht habe?“ war Zettchen unter Lachen und Weinen mit der Antwort rasch zur Hand. „Stellen Sie sich nur vor, Welch ein Sonnenschein es für unsere alten Tage sein müßte!“

„Reden Sie doch nicht von alten Tagen!“ verwies der Better und warf dabei einen prüfenden Blick in den kleinen Küchenspiegel. „Freilich ein bißchen spät für das Glück,“ setzte er dann etwas kleinlaut hinzu, indem er sich über den kahlen Scheitel fuhr. „Wie war es, Waise, den dreizehnten März ein- oder zweiundsechzig? Daß man selber sein liebes Alter doch so leicht vergißt!“

„Siebenundsechzig,“ berichtigte jene, „aber was tut's? Besser spät noch glücklich, als gar nicht, und wenn wir jetzt gleich dazu tun, damit nicht etwa ein anderer —“

„Freilich, freilich,“ fiel Schwertfisch besorgt ein, „werde am besten gleich heute noch die Sache ins reine bringen; bietet doch für dergleichen solch ein Sylvesterpunsch die beste Gelegenheit! Und dann, Waise, dann haben wir vielleicht morgen schon ein Brautpaar im Hause, und das neue Jahr bringt gleich eine Hochzeit und, wer weiß, was noch, mit!“

Und mit jugendlichem Feuer rannte der Siebenundsechzigjährige, taschentuchwedelnd, durch die kleine Küche, während Zettchen ihm am liebsten um den Hals gefallen wäre.

„Herrgott, wer gedacht hätte, daß doch alles noch so rasch eine glückliche Wendung nehmen würde!“ sagte sie gerührt. „Was Heinz wohl angeben wird? Ich denke, ich beschriere gleich, daß er, wenn möglich, heute noch kommt.“

Über das Gesicht des Betters flog ein Schatten. „Ja, glauben Sie denn wirklich, daß es dem Jungen Freude machen wird?“ fragte er etwas unsicher.

„Grundgütiger, was sind das für Bedenken! Glückselig wird er sein, ist es doch seit Jahren schon sein stiller Wunsch, um den freilich nur ich allein gewußt habe,“ setzte die Sprecherin nicht ohne Stolz hinzu.

„So, so, freut mich von dem Jungen,“ warf Schwertfisch hin, „ist meine Pate, soll deshalb bei meinem Tode auch nicht leer ausgehen.“

„Ach, denken Sie doch nicht an den Tod,“ lachte Zettchen, „sondern sichern Sie für Ihre Lebzeit dem Heinz jährlich ein paar hundert Märkchen Zuschuß, und dann werden Sie in Gottes Namen so alt wie Methusalem.“

Jener horchte auf. „So, Zuschuß? Flott gelebt? Gulden gemacht?“ fragte er gedehnt.

„Ei, wer spricht von so etwas!“ wehrte das alte Fräulein nicht ohne etwas Empfindlichkeit, „da sollen Sie den Heinz doch besser kennen. Aber um heiraten zu können —“

„Was, will der Junge etwa auch heiraten?“ fiel ihr der Beter verwundert in das Wort.

Einen Moment lang starrte ihn Zettchen verständnislos an. „Heiraten? Ja, um Gottes willen, was denn sonst? Soeben haben wir doch die Sache beredet, und Sie selber wollten heute abend noch —“

„Ei, so schlage doch einer gleich ein Rad!“ brach es da in aufdämmernder Erkenntnis eines kolossalen Mißverständnisses grimmig von des Hausherrn Lippen. „Redet mir die Jungfer Base daher von spätem Glück und Sonnenschein und läßt mich dabei nur als Zuschauer gelten! Hat man dergleichen wohl schon erlebt? Für den Herrn Postassistenten soll die „Perle“, der „Engel“ gewachsen sein? Glaub's schon, daß so etwas dem Gelbschnabel passen würde, doch dies Gelüste mag er sich vergehen lassen. Sie aber, Base, sollten auf Ihre alten Tage sich schämen, hinter meinem Rücken mit dem verliebten Gimpel gegen mich zu intriguierten. Nun, der Bengel soll mich kenne lernen! Nicht einen roten Heller bekommt er von mir zu sehen, weder bei meinen Lebzeiten, noch nach meinem Tode!“

„Wer spricht von „intriguierten“?“ fuhr jetzt, in tiefster Seele beleidigt, Zettchen auf den Ergriminten ein. „Ehe der Heinz Sie um einen Pfennig angesprochen hätte, damit er wußte, ob er um die Gertrud werben könne, lieber würde er sich die Zunge abgebissen haben, darauf können der Herr Beter Gift nehmen!“

Dieser horchte auf. „Wie? — was?“ fragte er unsicher, wobei ein Gemisch von Furcht und Hoffnung ihm fast den Atem versetzte, „so wären die beiden — noch nicht einig?“

Die Gefragte warf den Kopf zurück. „Fragen Sie den Heinz oder die Gertrud doch selber, ob er bis jetzt ein Sterbenswörtchen von Liebe zu ihr geredet hat! Solch ehrenhaften, braven Menschen wie den —“

Sie kam nicht weiter, sondern drückte aufschluchzend die Schürze an die Augen.

Mit hastigen Schritten durchmaß Schwertfisch ein paar mal den kleinen Raum. „Ich werde Heinz jährlich vierhundert Mark Zuschuß geben,“ jagte er jetzt, vor der Weinenden stehen bleibend, „dann mag er heiraten, wen er will; die Gertrud droben aber soll er sich aus dem Sinn schlagen. Verstanden?“

„Aus dem Sinn schlagen? Doch nicht etwa, weil Sie wirklich daran dächten, selber um Trudchen zu freien, Sie — Sie — wahrhaftig, man müßte lachen, wenn es nicht zum Weinen wäre! Denken Sie denn nicht, daß Sie von dem Mädchen einen Korb erhalten würden, so groß wie ein Braubottich?“

„Nimmern Sie sich um Ihren Karpfen, aber nicht um Körbe!“ schnaubte jener, in seinem Selbstbewußtsein empfindlich gekränkt, die Base an. „Bevor das Jahr zu Ende geht, habe ich das Jawort von Mutter und Tochter, oder ich will nicht Heinrich Schwertfisch heißen!“

Den Türdrücker schon in der Hand, lachte Zettchen kurz und bitter auf.

„Da will ich nur die Muserwählte flugs herunterbitten, damit sie noch rechtzeitig einen Karpfen von einem Hering zu unterscheiden lernt, denn in der Küche der Frau Mutter wird sie keine sonderlichen Kochstudien haben machen können. Ich aber räume Lichtmeß der jungen Frau Schwertfisch das Feld und mache zugleich der Frau Schwiegermutter Platz, die ja wohl aus ihrer Hofmansarde nicht ungern in das geräumige Parterre des Herrn Schwiegerjohns übersiedeln wird.“

Hinaus war sie, und krachend fiel die Tür in das Schloß.

„Ein ganz infames Frauenzimmer,“ stöhnte Herr Heinrich, sein Zimmer betretend, „hätte es vorher kaum gedacht! Wenn mir der Bürger nur nicht auf den Magen gefallen ist! Na, die Sache fängt gut an. Aber mein Vorhaben aufgeben? Fällt mir nicht ein! Weshalb sollte ich nicht nachholen, was ich in der Jugend versäumt habe, und wenn ich es haben kann, nicht noch ein paar Jährchen glücklich werden? Solch hübsches Kind! Und wenn es auch von vornherein mit seiner Liebe nicht gleich so wäre, wie es sein sollte, so findet sich das wohl. Mache ich nicht noch eine ganz passable Figur?“ fragte er sich, sein Bild im Spiegel suchend, „und das Einkommen, welches ich verstreure, ist wahrlich auch nicht zu verachten. Also nur Rourage, Heinrich, wird schon mit dem „Korbe“ nicht so schlimm werden!“

Trotz des 31. Dezember wurde es dem von Amors Geschöß Verwundeten ganz lenzselig um das Herz, und nur gewohnheitsmäßig griff er nach der zu dieser Stunde für ihn bereitliegenden „Abendpost“. Merkwürdig, was die heutige Nummer für eine Menge unerquicklicher Ehestandsgeschichten brachte, so wie heute war ihm das zuvor noch nie aufgefallen. Wollte denn das alte Jahr nur mit böswilligem Verlassen, Untreue, Scheidung, Gattenmord schließen? Wahrhaftig, da hätte einem ja vor dem Heiraten hange werden können, und es klang doch so schön und züversichtlich: „Ehen werden im Himmel geschlossen.“

Fröstelnd hüllte sich der Leser fest in seinen warmen Schlafrock. Plötzlich horchte er auf: über ihm spielte der Herr Rektor den ergreifenden Choral: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende.“ Der Lauscher fühlte sich seltsam berührt. War nicht heute Sylvester? Ein ernster Abschnitt im Leben eines jeden, und daran dachte wohl der alte Herr da droben, während er hier unten sich mit Heiratsgedanken trug. Ob er nicht auch besser täte, an die Nähe seines Endes statt an eine junge Frau zu denken? Gut, daß die Base soeben zu Tische rief. Wohl war der heutige Sylvesterkarpfen ein wahres Prachtexemplar und ganz vorzüglich zubereitet, aber merkwürdig. Heinrich Schwertfisch, sonst ein Freund lukullischer Genüsse, speiste heute nicht mit dem gewohnten Behagen. Der Base hartnäckiges Schweigen, die nahe liegende Befürchtung, das hübsche Trudchen werde nicht viel Berühmtes zu kochen verstehen, und nicht zuletzt der Gedanke, daß eine Schwiegermutter künftig mit am Tisch sitzen würde, wirkte sichtlich nicht fördernd auf seinen Appetit. Dazu hieß es jetzt, statt sich bequem in den Lehrstuhl zu strecken, am späten Abend noch Toilette machen, Gäste empfangen, und — Herrgott, auf welche Einfälle kam doch manchmal der Mensch — an ein blutjunges Mädchen eine schwerwiegende Lebensfrage zu richten, deren bejahende Antwort den radikalen Umsturz aller bisherigen häuslichen Verhältnisse nach sich ziehen würde. Herrn Heinrich

wurde schwül zumute, und besorgt prüfte er Puls und Herzschlag.

Wenn doch die Base auf die Sache zurückkommen, ihm wegen seiner in einer jugendlichen Aufwallung beschlossenen Werbung Vorstellungen machen wollte, sie würde jetzt kaum tauben Ohren predigen; doch sie saß ja stumm und steif da, als ob Heinrich Schwertfisch sie nicht das Geringste anginge. Vor sie hintreten aber und eingestehen, daß ihm wegen seiner beabsichtigten Verlobung in letzter Stunde doch noch allerlei Bedenken aufgestiegen wären, das hieße sich lebenslang mit dem Fluche der Lächerlichkeit beladen. Also, Verhängnis, nimm Deinen Lauf! Horch, da Klingelt es schon draußen an der Thurtür. Wie anmutig das hübsche Kind knixte, wie trefflich das schlichte, dunkle Kleid den schlanken Wuchs hervorhob! Gewiß, es war erklärlich, wenn so viel jugendlicher Liebreiz jedes Männerherz bestrickte. Und sah die Kleine, weiße Hand vielleicht danach aus, als würde sie einst unsanft den Pantoffel schwingen oder wohl gar einen unlieblichen Chemann aus dem Wege räumen können? Pfui, Heinrich, an solch einen Gedanken nur zu rühren! Und die Mama? In der Tat, eine ganz charmante Frau, mit der es sich gewiß auskommen ließ. Wenn sie, wo es anging, die Vorzüge der Tochter rühmte, wer mochte ihr das verargen? Und wenn sie etwas viel sprach, so hatte das den Vorteil, daß die andern desto weniger zu reden brauchten. Das mochte auch das blonde Trudchen denken, welches von Viertelstunde zu Viertelstunde schweigsamer wurde und zuletzt nur noch manchmal von der Handarbeit auffah, um einen Blick auf die Uhr zu werfen. So waren es denn bald nur die beiden alten Damen allein, welche die Kosten der Unterhaltung trugen, während der Hausherr viel Punsch trank und in nervöser Unruhe den unbehaglichen schwarzen Gehrock auf- und zuknöpfte. Wenn nur die heutigen, läßlichen Zeitungsgeschichten nicht gewesen wären! Und dann — dabei warf er einen scheuen Seitenblick auf seine schweigende Nachbarin — sah das hübsche Trudchen eigentlich nicht danach aus, als ob es ihm viel Zärtlichkeit entgegenbringen werde, wogegen die Schwiegermama in spe für die bequemere Parterrewohnung mit ihrer behaglichen Einrichtung um so freundlichere Blicke hatte. Auf die Stirn des argwöhnischen Beobachters traten helle Schweißtropfen: wann hatte er wohl je einen so aufregenden, unerquicklichen Sylbester verlobt? Und das alles wegen eines bißchen verspäteten Jugendfeuers. Wie sich nur ein Mann seines Alters solcher Torheit schuldig machen konnte, nun gäbe er etwas anderes darum, wenn er sie nicht begangen hätte!

Horch, da schlug es wahrhaftig schon halb zwölf, und er Narr hatte in seinem Born der Base zugeschworen, daß er noch vor Jahreschluß des Mädchens Antwort haben werde! Und da, als wolle sie ihm Gelegenheit geben, die verhängnisvolle Frage zu tun, trat Zettchen jetzt mit der Registratorin in die Fensternische, angeblich um in der Nachbarschaft die Christbäume brennen zu sehen, welche dem neuen Jahre über die Schwelle leuchten sollten.

So war der Zeitpunkt denn gekommen, der über das künftige Wohl oder Wehe eines Mannes entscheiden würde, der bisher friedlich seinen Lebensweg gegangen war. Wohlan, erst noch ein Glas Punsch hineingestürzt, die Kravatte gelockert, und dann —

„Mein Fräulein, „glücklich allein ist die Seele, die liebt,“ sagt der Dichter,“ wendete sich mit einem gewaltigen Aufrasten der Sprecher zu dem erschrocken vor ihm zurückweichenden Mädchen, „ich aber, Rentner Heinrich Schwertfisch, möchte Sie jetzt fragen —“ Er kam nicht weiter. Ein rasches, lautes Klopfen, und dort in der Tür stand plötzlich ein junger Mann,

bei dessen Erblicken Trudchens bebenden Händen die Stiebertreppe entglitt.

„Junge,“ stammelte, seinen Augen nicht trauend, der alte Herr, während es ihm gleichzeitig zu mute ward, als ob Ketten von ihm abfielen, „wo in des Ruckucks Namen kommst Du heute schon her? Und noch dazu,“ fuhr er fort, ohne sich den Blick zu deuten, den der Gefragte mit Tante Zettchen rasch gewechselt, „just in dem Moment, wo ich, Dein alter Vetter, bei dieser hier — den Brautwerber für Dich machen wollte? Nun magst Du sie gleich selber fragen, meinen Segen und einen hübschen Zuschuß gebe ich Dir gern. Seda, Bäschen, ein Glas für unsern späten Gast!“ winkte er dann die sprachlos überraschte an seine Seite, und triumphierend raunte er ihr zu: „Habe ich es nicht gesagt, daß wir — acht morgen schon — ein Paar im Hause haben werden? Ich denke, ich habe meine Sache gut gemacht!“

Unter Tränen lächelnd hob Zettchen den Finger. „Schlauberger, ich durchschaue Dich!“

„Und was meinen Sie,“ fuhr jener pfiffig blinzeln fort, „werden wir zwei uns im neuen Jahre wohl weiter miteinander vertragen?“

„Ich denke, bis an unser seliges Ende!“ versicherte rasch die Gefragte, „vorausgesetzt jedoch,“ setzte sie mit komischem Ernst hinzu, „daß der Herr Vetter in seinen alten Tagen nicht nochmals Feuer fangen wird.“

(Nachdruck verboten.)

## Ihr Lieblingsgedicht.

Sylbesterfizze von C. Fahrow.

Bei Regierungsrat Kramers fand der übliche Sylbesterball statt.

Schon waren die meisten jungen Herren versammelt, und auch die stets pünktlichen Mütter mit Töchtern waren erschienen, doch tropfte noch der eine und andere Gast nach. Man wußte, es wurde spät gegessen und erst nach dem Essen getanzt — so wild waren die meisten jungen Herren auf das Tanzen nicht, daß sie sich ungeduldig nach dem Beginn des Vergnügens gelehnt hätten.

Einer der letzten war wie gewöhnlich Ernst Stirner, der Professor und reiche Mann, dem es gleichgiltig sein konnte, ob er vier oder fünf Jahre auf die endliche, schwindelnd hoch besoldete Staatsanstellung wartete.

Er kam ganz langsam die Treppe herauf und begab sich ebenso langsam in die Herrengarderobe, wo nur noch ein einsamer Diener seines Amtes waltete.

Nachlässig nickte der Professor zu der devoten Begrüßung des Mannes in der roten Weste.

„Alles schon da?“ fragte er.

„Natwohl, Herr Professor — auch die beiden Komtessen sind schon da.“

Die beiden Komtessen! Das waren die Brunk- und Zeigestücke des Kramerschen Hauses. Die beiden, noch immer jungen und stets eleganten Komtessen — Kusinen, die diesen Winter bei Hof eingeführt waren — verkehrten sonst in keinem bürgerlichen Hause. Der Regierungsrat tat zwar, als ob er einen launigen Aufsatz zum Demokraten habe, aber das hinderte nicht, daß er sich durch die Komtessen geehrt fühlte.

Melanie, die ältere, war außerdem eine Schönheit, während Mizzie, die jüngere, ungeheuer witzig sein sollte.

Ernst Stirner ließ sich ein imaginäres Stäubchen vom Frackragen abbürsten und tat, als habe er nicht gehört, was der Diener ihm so beflissen meldete.

Er strich die weißen Handschuhe glatt, warf einen letzten Blick in den Spiegel und schritt hinaus in die Halle.

Dicht neben der Tür zum Empfangszimmer befand sich die Damengarderobe, und im Vorbeischießen sah Ernst neben der Schwelle ein schwarzes Spizentuch liegen, das jedenfalls eine Dame über dem Haar gehabt. Er hob es auf, weil er ordentlich von Natur war und nichts auf dem Fußboden liegen sehen konnte. Während er aber das Tuch aufhob, fühlte er etwas daran knittern; er nahm es auseinander und fand darin ein winziges

Stückchen Papier, das er in verzeihlicher Neugier näher betrachtete.

Es enthielt nur einige gekritzelte Worte: „Beim Eukalyptusbaum im Wintergarten. M.“

So klein die Handschrift war, so erkannte sie Ernst doch. Sie gehörte der schönen Komtesse, — wem hatte sie ein Stell-dichein bewilligt? Er pffiff leise vor sich hin, während er das Zettelchen einsteckte. Die Sache amüsierte ihn — er war kein eitler Narr, aber doch wußte er, daß die schöne Melanie, die arm wie eine Kirchenmaus war, ihn sehr gern gefapert hätte. Und wahrhaftig, er hatte ihr auch die Kur gemacht — aber das verpflichtet ja zu nichts, und Ernst war weit entfernt davon, Liebe für die seltsame Schönheit zu fühlen.

Nun war er auf einmal in der besten Laune. Die Langweile, die er im Grunde bei allen solchen großen Bällen empfand, war einer pikanten Erwartung gewichen — es war so angenehm, sich im Besitz eines kleinen Geheimnisses zu wissen, ohne daß die Beteiligten es ahnten.

Quer durch den Saal ging Herr Stirner, nachdem er die Wirte begrüßt und sich mit heimlicher Erleichterung davon überzeugt, daß alle Tanzkarten besetzt waren.

Er steuerte auf den Wintergarten zu, weil er sich vorgenommen, diesen den ganzen Abend im Auge zu behalten. Seine Tanzkarte war leer, und zu ein paar Extratouren würde er ja noch Gelegenheit finden.

„Freie Wahl für die Tischdamen“ war heute gegeben. Das war so ein beliebter Scherz von der Frau Regierungsrätin, die beim Jahresluß immer auf eine Verlobung hoffte; — da sie selber keine Töchter hatte, konnte man ihr keine bösen Absichten bei diesem Arrangement nachsagen, welches das Zusammensein zu einem besonders gemüthlichen stempeln sollte.

„Freie Wahl der Tischdamen!“ hörte er eine sanfte Stimme im Wintergarten sagen, „da werden Sie gewiß heut von Ihren Kavaliere zehnfach bestürmt werden.“

Ganz leise drückte sich Ernst in die Nische hinein, vor der er stand, so daß man ihn nicht so leicht entdecken konnte. Er kannte die Stimme, die soeben gesprochen hatte — sie gehörte der Nichte des Hauses, Maria, an, die stets nur zu großen Bällen eingeladen wurde und wegen ihrer bekannten Mittellosigkeit von den jungen Herren nicht besonders beachtet wurde. Und gerade sie hatte er so gern!

„Was, Kavaliere!“ antwortete die etwas scharfe Stimme der schönen Melanie. „Ich will heiraten, nicht mehr flirten!“

„Das haben Sie mir schon oft gesagt! Nun, und wen haben Sie denn heut zu Ihrem Tischherra erkoren? Gewiß den armen Herrn Stirner!“

„Weshalb bedauern Sie ihn denn?“

„Weil Sie ihn nicht lieben und ihn doch heiraten wollen.“

„Ja, Kindchen, den, welchen ich liebe, kann ich doch nun einmal nicht heiraten, weil wir beide kein Geld haben! Aber wenn Sie mir an dem letzten Tag im Jahre zu einer Freude verhelfen wollen, dann bestellen Sie ihm doch etwas, wollen Sie?“

„Dem Leutnant Weder?“

„Ja — wenn Sie es denn doch einmal erraten haben! Ich hatte ihm einen Zettel zugehakt, aber ich weiß nicht, ich muß ihn verloren haben — in meiner Tasche habe ich ihn nicht mehr. Also wollen Sie ihm sagen, daß er nach dem zweiten Walzer hier im Wintergarten sein möchte, am Eukalyptusbaum? Und wollen Sie dann wie ein kleiner Engel dafür sorgen, daß uns niemand stört?“

„Ich will es tun, Komtesse, wenn Sie mir versprechen, den Assessor dann heute nicht zu einem Geständnis zu veranlassen. — Ich — ich möchte nicht, daß er betrogen wird!“

„Ach, das ist ein viel zu großes Wort für solche Kleinigkeit! Ich bin nicht ein so ernsthafter Mensch wie Sie — sagten Sie nicht einmal, daß Sie die Treue über alles stellen? Wie es in Ihrem Lieblingsgedicht heißt — „und werde Dich lieben in Ewigkeit!“? Nein — ich kann Ihnen kein Versprechen geben — die Mizzie hat ohnehin die Absicht, mir den Assessor wegzuschnappen — und er ist der einzige reiche Heiratskandidat dieses Winters!“

„Schrecklich!“ sagte Maria. „Warum wollen Sie denn nicht lieber ledig bleiben und etwas leisten?“

„Weil ich kein Talent dazu habe, voilà! Also, Sie halten nachher recht geschickt Wache, gelt? Ich will heute Abend, zum Schluß des Jahres, nur noch einmal recht froh und glücklich sein — machen Sie nicht solch ein Philistergesichtchen — es ist ja kein Verbrechen — was Unmoralisches hab' ich mein Lebtag noch nicht getan!“

Ernst Stirner hörte, wie die Komtesse sich jetzt näherte, und glitt schnell aus der Nische fort, um sich unter die Tanzenden zu mischen.

Ihm war federleicht ums Herz! Hoho — die lieben Komtesse täuschen sich doch gar sehr, wenn sie meinten, daß er sich so einfach von ihnen einfangen lassen würde!

Und wie herzlich die kleine Maria gesprochen hatte! Ganz warm und weich ward ihm zu Mut, und er dachte an einen Nat, den ihm seine verstorbene Mutter gegeben:

„Wenn Du einmal heiratest“, hatte sie gesagt, „so nimm Dir die, welche den Besen aufhebt, hörst Du?“

Dies bezog sich auf eine Probe, die man einmal in ihrer Familie gemacht. Man hatte auf dem Flur des Herrenhauses, wo an diesem Tage Gäste erwartet wurden, wie zufällig einen Besen über den Weg gelegt. Von den eingeladenen jungen Damen hatten vier einen großen Schritt über den Besen hinweg gemacht — erst die fünfte hatte sich instinktiv gebückt, um den Besen aufzuheben und bei Seite zu stellen. Und diese war natürlich geheiratet worden.

„Nimm die, welche den Besen aufhebt“, sagte sich Ernst nachdenklich, während er im Saale umherschritt und die auffordernden und lächelnden Blicke beobachtete, die man ihm zuwarf.

Wie erstaunt war man, als man bei Tafel die Entdeckung machte, daß der Assessor die arme Nichte, klein Maria, als Dame erwählt! Melanie und Mizzie zuckten die Achseln — das war so eine Laune von dem verwöhnten Herrn! Man wußte ja, daß er ungeheuer viel auf gute Beziehungen und Familie gab — diese unscheinbare Kleine mit ihrem grauseidenen Föhnchen war keine gefährliche Konkurrentin!

„Fräulein Maria“, sagte der Assessor zu seiner Nachbarin, „was haben Sie denn vorhin mit dem schönen Leutnant von Weder zu flüstern gehabt? Ich sah es ganz deutlich, daß Sie zusammen tuschelten.“

„Ich? Oh, mein Himmel! Ich habe ihm etwas bestellt! Er — er führt nachher den Rotillon an.“

„So! Und Sie sagten ihm etwas von dem Rotillon? Man soll zum Jahresluß nicht lügen, Fräulein Maria!“

Sie lächelte ein wenig, so daß man ihre Grübchen sah. Ernst fand, ein Gesicht mit Grübchen sei lieblicher als eins ohne — selbst wenn es sonst ganz schlicht und still war.

„Ich lüge sonst nie, Herr Assessor! Nur müssen Sie mich nicht fragen, was ich mit anderen Leuten zu flüstern habe — das geht Sie doch wahrhaftig nichts an!“ Und sie lachte fröhlich auf.

„Natürlich geht es mich etwas an — Sie sind nämlich das Mädchen, welches den Besen . . .“

Er hielt inne — wie lächerlich hätte es geklungen, wenn er jetzt seine Gedanken ausgesprochen hätte.

„Was für ein Besen? Sie sind aber doch zu sonderbar heute, Herr Assessor! Erst wählen Sie mich zur Tischdame, und nun sprechen Sie in Rätseln!“

„Ich werde Ihnen das Rätsel nachher lösen — sagen Sie mir nur das eine vorher — welches ist Ihr Lieblingsgedicht?“

Erstrocken sah ihn Maria an.

„Herr Assessor, Sie haben uns vorhin belauscht!“

„Uns? Wen? Wann?“ sagte er mit so vollkommener Unschuldsmiene, daß sie sich täuschen ließ. Deshalb sagte sie ihm ohne weiteres, daß das Gedicht von den drei Burschen, die über den Rhein zogen, ihr Lieblingsgedicht sei.

„Oh, das freut mich!“ rief er. „Es ist nämlich das deuschelste aller Gedichte — und — und — ich bitte Sie, den ersten, zweiten, vierten Walzer und den Rotillon mit mir zu tanzen.“

„Ich bitte Sie! Was sollen denn die Leute davon denken! Ich meine damit die Damen, derentwegen Sie heute hier sind!“

„Ich bin heute hier, um mich zu verloben, Fräulein Maria — und zwar mit dem Mädchen, welches den Besen . . .“

Er hielt inne, und beide lachten.

Maria war es zu Mute wie im Märchen.

Sollte denn auch für sie ein einziges Mal im Jahre die Sonne so hell strahlen wie für andere, wie für schöne und reiche Mädchen?

Sie nahm das unerwartete Glück hin wie eine Sylvestergabe, froh, dankbar, ohne zu fragen, wie es gekommen sei.

Und sie tanzte alle die Walzer mit Ernst, um die er gebeten — es hatte sie eine Feststimmung erfasst, die sie reizend machte, viel reizender, als sie je vorher gewesen. Ernst ließ sie plaudern von ihren Eltern, den kleinen Geschwistern, der arbeitsfreudigen Lust, in der sie aufgewachsen — und endlich sagte er ihr, daß er schon vor vielen Monaten der Regierungsrätin anvertraut, daß er sie, Maria, hoch verehere und — und . . .“

Maria war schmerzlich im Gesicht geworden. Sie blickte mit flehenden Augen zu ihm auf. Oh, warum scherzte er so mit ihr! Er konnte es doch nicht ernst meinen!

Möglichlich sah sie erschrocken nach der Uhr. Es war elf vorbei und sie hatte vergessen, den Wintergarten zu bewachen! Rasch machte sie sich von ihrem Tänzer los und eilte nach der Tür des Palmenhauses; — da saß schon Komtesse Mizzie und hielt Wache. Aber ihre Augen glitzerten vor Bosheit, als sie zu dem Maria folgenden Assessor sagte:

„Hier darf niemand hinein, Herr Stirner! Hier nimmt die Melanie rührenden Abschied von jemand.“

„Über Komtesse!“ stieß Maria vorwurfsvoll heraus.  
 „Nun, das geht uns doch nichts an“, sagte Ernst gleichmütig. „Aber es ist schade, daß wir nicht hinein können — dauert der Abschied noch lange?“

Melanie mußte seine Stimme drinnen gehört haben, denn sie kam mit einem strahlenden Lächeln und allein heraus. Der Garten hatte zwei Ausgänge.

„Da sind Sie ja endlich, lieber Freund!“ rief sie. „Ich habe mich schon darauf gefaßt gemacht, daß Sie mich den ganzen Abend schneiden würden. Hören Sie nur — draußen fangen ein paar Jungen schon an, vorzeitig das Neujahr anzufeuern! Wollen Sie zum Jahresluß jetzt artig sein und sich mit mir unterhalten?“

„Ich bedauere unendlich, Komtesse — ich muß jetzt Fräulein Maria unter vier Augen mein Lieblingsgedicht auftragen — ich habe es ihr versprochen!“

Und mit einer leichten Verbeugung führte er die erschrockene Kleine an den starrenden Komtesse vorbei in das Gewächshaus.

Da drinnen war es still und heimlich und feierlich. Und dort sagte er seiner kleinen Maria, wie er von ihr seines Lebens Glück erhoffte. Und sie sah ihn an wie im Traum, bis sich endlich ihre feinen Lippen öffneten und ganz leise sprachen:

„Und werde Dich lieben in Ewigkeit.“

Und als sie wieder aus dem Wintergarten heraustraten, läuteten die Kirchenglocken draußen das neue Jahr ein.

Der Regierungsrat hatte von den Komtesse, die mit Augheit ihre Niederlage zudeckten, bereits die große Neuigkeit erfahren, die für ihn und seine Frau nur noch eine halbe Neuigkeit war. Und auch er war zum Jahresluß ein glücklicher Mann, weil seine Frau ihrerseits glücklich war — sie hatte ja nun doch ihre Verlobung zu Sylvester. — Und das war für sie die Hauptsache.

(Nachdruck verboten.)

## „Sylvesterläuten“.

Eine Erzählung von Georg Infelix.

Sylvesterläuten — wie feierlich, wie ermahnend zugleich dringst Du doch in das Menschenherz!

An einem Sylvesterabend war es auch, als sich die Junggesellen der kleinen Kreisstadt L. an ihrem Stammtisch im Restaurant zum Löwen zusammengefunden hatten, um das neue Jahr fidel zu erwarten. Es war der Apotheker des Städtchens, zwei Mediziner und ein Referendar von dem Amtsgericht und der Kreisarzt Dr. N. Die Stimmung wurde von Minute zu Minute fröhlicher, die Bowle, welche sich die Herren gebraut hatten, tat ihre Schuldigkeit. Nur Dr. N. war an diesem Abend einsilbig und ernst. „Nun, Doktor, Liebesgram?“ schnarrte der junge Referendar, welcher vor kurzem zum Referendario avanciert war und sich in seiner neuen Würde sehr wichtig vorkam. Auch die anderen Herren fragten nach dem Grund seiner augenblicklichen Mißstimmung und animierten ihn, fidel zu sein wie sie, und wie er es doch sonst auch wäre.

„Was ist das heute nur mit Ihnen, lieber Doktor. Sie sind zu ernst, so habe ich Sie in den dreiviertel Jahren, wo Sie bei uns sind, noch nie gesehen“, fragte der behäbige Apotheker und sah ihn von der Seite an, als glaubte er, der Herr Referendar könnte doch recht gehabt haben. Doktor N. ließ sich aber ruhig bestürmen mit Fragen und Neckeln, bis er dann endlich das Wort ergriff und sagte:

„Nein, meine Herren, ich habe weder Liebesgram noch sonst etwas, sondern die Erinnerung an einen meiner besten Freunde stimmt mich so ernst; sollte ich längere Jahre mit Ihnen hier in L. zusammen sein, so werden Sie sehen, daß der Sylvesterabend mich immer traurig stimmt.“

„Was ist's mit dem Freund? Erzählen Sie doch! Ach ja, erzählen Sie, Doktor“, so klang es von allen Seiten.

„Gern“, erwiderte der Doktor darauf, denn es tat ihm wohl, seine Gedanken jemand mitteilen zu können, und er fing in seiner einfachen Art an zu erzählen:

„Mein Freund, John Eberend, und ich hatten schon von der Sexta an die Bank Seite an Seite gedrückt, so war es geliebt bis hinauf zur Prima. Ich war ihm herzlich zugetan, und wir hielten treu zusammen. Sein Vater war Oberförster, er besaß außer einem Bruder keine Geschwister; die Mutter war bei seiner Geburt gestorben. Zu den Weihnachtsferien trafen sich dann die Brüder, welche mit einer rührenden Liebe aneinander hingen, stets zu Hause in ihrer einsam gelegenen Heimat bei dem Vater. Außer diesem Wiedersehen war ihnen im Jahre fast nie ein Abschied, denn Johns Bruder, welcher einige Jahre älter war,

stand als Offizier weit weg von der Heimat. Mein Freund hat mir oft von diesen seinen schönsten Ferien erzählt — und wie zu sich selbst setzte Dr. N. hinzu — „es sollten aber nicht alle Weihnachtsferien so schön für ihn werden, der arme, liebe Mensch. — Er machte eine kleine Pause, strich sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er ein Bild verscheuchen und fuhr dann fort: „An das glücklich gemeinsam verlebte Weihnachtsfest schloß sich der Sylvesterabend mit einem Ransch an. Vater und Söhne fühlten sich glücklich und schieden mit der frohen Hoffnung im Herzen, daß das nächste Jahr sie alle drei wieder vereine. So war es in jedem Jahre gewesen, und jedes nächste Jahr führte die drei wieder gesund zusammen.“

So war auch wieder einer dieser Sylvesterabende herangekommen — wir waren damals Primaner — in der Oberförsterei wollten sich eben Vater und Söhne zum Ransch setzen, als plötzlich der alte Herr in den Wald abgerufen wird; er, der mit Leib und Seele an seinem Beruf hing, leistet diesem Ruf von seinem Förster sofort Folge. „Ich komme bald zurück“, bemerkt er noch beim Weggehen. John und sein Bruder aber warten und warten, der Vater kommt nicht; schon wollten sie sich aufmachen und ihn suchen, als Holzhauer ihn auf einer Bahre angetragen bringen als Leiche, erschossen von Wilderern.

Mein Freund hat viel gelitten um den geliebten Vater, erlassen Sie mir, meine Herren, die Schilderung seines Kammers. — Später haben sich unsere Wege mehr getrennt, wir haben uns aber nie verloren, stets herzlich zusammengestanden in Freud und Leid“, erzählte Dr. N. weiter. „Ich widmete mich dem Studium der Medizin und ging nach Berlin, mein Freund studierte Jura und ging nach Leipzig. Dann kam der große Krieg 1870. Mein Freund und ich traten freiwillig ein, jener bei dem Regiment seines Bruders, ich bei dem 8. Jägerbataillon. Die beiden Brüder standen bei einer Kompagnie. An den blutigen Schlachten des August nahmen sie unverletzt Anteil. Nach dem Fall von Metz, an dessen Belagerung ihr Regiment beteiligt war, wurde der Vormarsch nach Paris angetreten. Hier feierten wir Wiedersehen. Unsere Truppenteile lagen in der Einschließungslinie nebeneinander. Manch frohe Stunden in Erinnerung an glücklich überwundene Gefahren und in der Hoffnung auf baldige Heimkehr haben wir miteinander verlebt. — Das alte Jahr ging zu Ende. Wie in der Heimat wollten wir auch vor dem Feind den Anbruch des neuen Jahres festlich begehen. In meinem Quartier, einem alten Schloß, sollte Sylvester gefeiert werden. In harmlos fröhlicher Stimmung machten sich die beiden Brüder auf den Weg. Um etwas von dem Wege abzukürzen, schlug der ältere Bruder vor, nicht den gewöhnlichen Weg, sondern einen, allerdings innerhalb der äußersten Vorpostenkette führenden Fußsteig zu benutzen. Ein unglückseliger Gedanke. Kaum hatten sie unsere Postenkette überschritten, als der ältere Bruder, vom feindlichen Meißel tödlich getroffen, darnieder sank. — Es war am Sylvesterabend. — Ich habe wieder alles Leid mit ansehen müssen, es war ein herzbrechendes Bild. —

Die Jahre gingen dahin, wir hatten uns länger nicht gesehen, er hatte gute Examina gemacht und war dann Assessor in unserer Provinzialstadt. Dort hatte er sich auch mit einem sehr lieben, jungen Mädchen verlobt. Ich freute mich aufrichtig seines Glückes. Nach Neujahr sollte seine Hochzeit sein, und ich hatte es mir so schön gedacht, ihn als jungen, glücklichen Ehemann zu sehen. Zu Weihnachten war das Brautpaar noch so glücklich zusammen, und an einem Nachmittage liefen sie mit mehreren Bekannten Schlittschuhe. Am Abend aber schon klagte die Braut über Kopfschmerzen, am anderen Tag bereits stellte der Arzt eine Lungenentzündung fest. Mein armer Freund sollte eben nie glücklich sein, denn am Sylvesterabend schon schloß seine junge Braut, das letzte, was er auf dieser Welt hatte, für immer die Augen. Seitdem war er ein gebrochener Mann. Ich habe ihn öfters besucht, aber er wurde immer trübfinniger. Als es abermals Sylvester war, am Jahrestage des Todes seiner Braut, hat sich der Bedauernswerte in seiner Wohnung erschossen. Das ist das Schicksal des einzelnen, gottlob hat es nicht jeder so traurig; aber Sie, meine Herren, werden verstehen, wenn ich am Sylvesterabend nicht vergnügt sein kann“, schloß Dr. N.

Feierliche Stille herrschte an dem Tisch, man sah es dem guten Doktor an, wie ihn die Erzählung erregt hatte. Jeder verstand aber Doktor N., und jeder mochte seine eigenen traurigen Gedanken haben.

Da dringt von der Straße das Rufen herein „Frohes neues Jahr!“ Und eben setzen die Glocken ein — es ist wieder mal Sylvesterläuten. Die Gläser der Herren klingen aneinander mit einem „Glück auf zum neuen Jahr“, sie denken der Zukunft, und jeder erwartet Glück von ihr.

(Nachdruck verboten.)

**Die „stolzeste Stadt der Erde“.**

O. K. Amerika hat nicht mehr das Privileg, große Städte mit allem Komfort der Neuzeit gleichsam über Nacht aus dem Boden hervorschießen zu sehen; Australien tritt ihm immer mehr mit solchen Wundern des modernen Kulturlebens zur Seite. Das merkwürdigste Beispiel ist Kalgoorlie im Goldlande Westaustraliens, von dessen Entwicklung F. A. Mc Kenzie in seinen fesselnden Skizzen aus dem Leben Australiens eine Schilderung gibt, die wie ein Roman klingt. Kalgoorlie ist heute die „stolzeste Stadt der Erde“. Sie ist zehn Jahre vier Monate alt und hat das ganze Selbstvertrauen der munteren Jugend. Sie besitzt das reichste, Gold tragende Land und hat ihre Nebenbuhlerin Coolgardie aus dem Felde geschlagen. Sie ist unbändig stolz auf ihre Wasserzufuhr. Ein Sachverständiger behauptete, daß nirgends sonst mehr über Wasser gesprochen und — weniger getrunken wird. Und schließlich ist Kalgoorlie stolz auf sich selbst, und seine Bewohner erzählen den bewundernden Besuchern immer wieder von der Größe und Bevölkerung ihres Ortes. Es ist aber auch wirklich Grund zum Stolz vorhanden. Steht man abends auf dem Balkon eines Hotels in der Hannan-street, so sieht man die breiten Straßen elektrisch beleuchtet, elektrische Straßenbahnwagen fahren nach allen Richtungen. Telephon- und Telegraphenstangen erheben sich an den Wegen. Zink-, Eisen- und Segeltuchhütten machen Ziegel- und Steingebäuden Platz. Die Läden sind so teuer wie in den vornehmsten Stadtgegenden Londons. Die Dame, die eben aus ihrem Wagen steigt, bezieht ihre Kleider von Paquin in Paris. Die großen Lichter auf den Hügeln und das ständige gedämpfte Rollen der Dynamitsprengungen künden den Marsch der Industrie an. Und schließlich tönt der Pfiff der Lokomotive durch die Luft . . .

Vor zehn Jahren, zu Beginn des Juni 1893, war dieser Ort wüst und wurde von Menschen nur mit Lebensgefahr betreten. Der verbrannte Busch, die heiße rote Erde, das Fehlen von Omdach und Wasser ließen ihn als Mittelpunkt einer Danteschen Hölle geeignet erscheinen. Damals kam Pat Hannan, zugleich der glücklichste und unglücklichste aller Erzschürfer, hier entlang, fast tot vor Durst und Hitze. Er hatte kein Glück beim Suchen gehabt und befand sich nun auf dem Rückweg zur Zivilisation. Sein Pferd entfloß ihm, und Hannan lief hinterher. Dabei schlug es auf den Boden, und der Blick des Schürfers fiel nach unten. In demselben Augenblick war das Pferd vergessen, und er hatte sich auf den Boden geworfen. Das Pferd hatte Gold gezeigt: Kalgoorlie war gefunden . . . Diese zehn Jahre haben aus der Einsamkeit der Wildnis eine Stadt mit 35 000 Einwohnern gemacht. Sie hat ihre Hauffe, ihren Krach und ihre Wiederbelebung gehabt. Sie hat ihre Epidemien gehabt, die tausende junger Leute wegrafften. Der Wert des Landes stieg von nichts auf 2000 Mark für den Quadratfuß. Europäische Geldleute haben Millionen herausgezogen und noch mehr Millionen hineingesteckt. Die Regierung hat etwa drei Millionen Mark durch den Verkauf von Bauplätzen verdient. Und ihr Reichthum hat dazu geholfen, aus dem verlassenen Westaustralien eine künftige Krone des Landes zu machen. Die alten Bürger Kalgoorlies erklären jedoch auf Befragen, daß der Ort jetzt „verdorben“ ist. Die wirklich gute Zeit war, ehe die Eisenbahn und Millionäre kamen, als man sich den Weg zu Wagen oder auf dem Kamel über 200 Meilen zu bahnen hatte. Das waren die großen Tage, als frisches Fleisch, frische Milch und frisches Gemüse unbekannt waren, als man für eine Gallone Wasser oft 2,50 Mark zahlen mußte und es auch dafür noch schwerer zu haben war. Nur Whisky war leicht zu kaufen, und er war derart, daß er einen gewöhnlichen Mann in der kürzesten Zeit töten konnte. Jeder Mann arbeitete wie drei. Was für eine gemischte Gesellschaft war das! Da war der alte Arbeiter, der nach seinem Bericht ein halbes Hundert Vermögen verloren und gefunden hatte. Da war der frühere Husar, der junge Mann aus dem Bureau, der Farmerssohn und der englische Erdarbeiter. Alle waren hier gleich, jeder mußte ehrlich sein. Für den Dieb gab es kein Entrinnen; wenn eine eiserne Bratpfanne angeschlagen wurde, versammelte sich das Lager, um über den Missetäter zu richten. Damals konnte man morgens nicht einen Heller in der Tasche haben und abends 200 000 Mark wert sein. Dann kam der Unterleibstypus, und Ärzte und Pflegerinnen wurden aufgeboden, um einige vom Tode zu retten; denn Hundesfleisch in Konserven und schlechter Whisky, schwere Arbeit im Sonnenbrand und anstrengende Bergnügungen hinterher, schlechtes Wasser teelöffelweise und schlechter Champagner hiergläserweise töten heute so sicher wie je.

Das waren die goldenen Tage, von denen die Veteranen mit einem Seufzer erzählen. Die Leute sind nicht mehr, die ein großes Vermögen erwarben, die als glückliche Entdecker ihre Zukunft gesichert glaubten. Es ist eine prosaische Geschäftswelt

geworden, deren Geschäft die Goldgewinnung ist. Der einzelne Erzschürfer hat keine günstigen Aussichten mehr. Die Romantik ist dahin. Der kühne Spekulant ist vom Minenarbeiter verdrängt worden, der 10 bis 14 Mark am Tage verdient. Der Minaufseher aus der guten alten Zeit, der nicht sicher war, ob Tellurid eine Art neue Mangoldwurzel oder ein seltsames Insekt ist, bis man es ihm erklärte, hat dem deutschen und dem amerikanischen Sachverständigen weichen müssen. Wenn man jetzt einen Bürger der Stadt trifft, so spricht er nicht mehr von großen Funden, sondern vom Wachsen der Stadt, von Trambahnen und Brücken. Wasser wird nicht mehr langsam aus den Salzseen destilliert oder sorgsam in Wasserlöchern angesammelt. Man pumpt es auf hunderte von Meilen weg von der Küste, und man bekommt, so viel man haben mag. Der wandernde Whiskyverkäufer ist von der „G. m. b. H.“ verdrängt, die zweistöckige Ziegelhäuser besitzt. Kirchen entstehen an allen Orten. Das Theater lockt einige der besten Wandertruppen der Kolonie an. Das Morgenblatt ist schon jetzt, während sein Eigentümer noch ein junger Mann ist, von der Größe eines kleinen Taschentuches zu einer stattlichen Zeitung angewachsen, die keinem Orte Schande machen würde, und der Besitzer ist heute ein Mitglied des Bundesparlaments in Melbourne. . . .

(Nachdruck verboten.)

**Im Herzen Sibiriens.**

O. K. In London ist jetzt unter dem Titel „Von Paris nach Newyork über Land“ der Bericht über die viel beachtete Reise erschienen, die Harry de Windt im vorigen Jahre unternommen hat. Sein Hauptzweck war, die Möglichkeiten des Baues einer großen Eisenbahn zur Verbindung von Paris und Newyork zu entdecken; aber an dieses Niesenunternehmen kann vorläufig gar nicht gedacht werden. Die Expedition brach am 19. Dezember 1901 auf und erreichte Newyork am 15. August 1902, nach einer Wanderung von 18 494 englischen Meilen. Außer Harry de Windt nahmen noch der Vicomte de Clinchamp und George Garding an der Reise teil. Der Weg ging durch Europa und Sibirien auf die Tschuktschenhalbinsel, über die Behringstraße durch Alaska an der Küste des Stillen Ozeans entlang bis nach San Franzisko und durch die Vereinigten Staaten nach dem Atlantischen Ozean. Ein besonderes Interesse erregen in dem Buche de Windts die Schilderungen der großen fast unbekanntem Gebiete Sibiriens. Von Irkutsk, dem „Paris Sibiriens“, entwirft der Verfasser folgendes Bild: „Es ist eine unfertige, unordentliche Stadt, ein seltsames Gemisch von Schmutz und Größe, mit gewundenen, schlecht gepflasterten Straßen. Außer einer langen Hauptstraße mit ziemlich guten Läden und Gebäuden bleibt Irkutsk derselbe düstere, trostlos aussehende Ort wie zu der Zeit, ehe die Eisenbahn die Stadt aus ihrem Jahrhunderte langen Schlummer erweckt hat. Noch heute ist der Ort völlig primitiv und unzivilisiert, vom europäischen Gesichtspunkt, und die gelben Chinesen und die Tartaren mit den kleinen, runden, glänzenden Augen, die sich in den Geschäftsvierteln drängen, stimmen ganz mit dem orientalischen Schmutz überein. Am schönen Morgen sieht der Marktplatz merkwürdig und interessant aus. Dann kann man die Söhne des Himmels in geblümter Seide neben den in Pelz gekleideten Jakuten und Bocharen und den Japanern sehen.“ In wenigen Jahren muß der Ort ein belebter Mittelpunkt der Handelstätigkeit sein, „denn die Hülsquellen dieser Provinz sind unbeschränkt, da der Boden bis jetzt in mineralischer Hinsicht nur „müßig mit den Fingern aufgekratzt“ worden ist. Während der Reise de Windts von Irkutsk nach dem Eismeer näherte sich der Frühling. „An solchen Tagen erheitert die reine frostige Luft wie Champagner; aber während der Körper auf einer Seite von den sengenden Strahlen erhitzt wurde, froh man im Schatten auf der anderen Seite. Ein anderer Nachteil war der Hunger; denn in 24 Stunden gab es nur eine kräftige Mahlzeit, und oft nicht einmal das, und nichts widersteht der Kälte besser als ein gut genährter Magen. Unsere Leiden waren zweifellos groß von Irkutsk nach dem Nördlichen Eismeer, aber sie wurden sehr dadurch erleichtert, daß man gewöhnlich selbst beim kältesten Wetter unter dem Schutz der Kapuze eine Zigarette rauchen konnte. Eine Pfeife kam natürlich nicht in Frage, denn selbst unter der Filzdecke war die Temperatur niemals über 10 Grad unter Null, wobei die Pfeife natürlich gefroren wäre.“ Am 28. Februar 1902 erreichte die Gesellschaft Werchowsansk, das von den Russen das „Herz Sibiriens“ genannt wird. „Ich dachte, daß es auf der Erde keinen düsteren, gottverlasseneren Ort geben könnte. Aber ich hatte noch nicht Sredni Kolymsk gesehen. Und doch, wenn uns der zweitägige Aufenthalt wie eine Ewigkeit erschien, was mußte

ein fünf- und sechsjähriger Aufenthalt für die unglücklichen Verbannten bedeuten, von denen einige ein Vierteljahrhundert hier waren! Man stelle sich die trübe Verzweiflung des Daseins unter solchen Bedingungen vor. Tag um Tag, Jahr um Jahr nichts Interessantes, im Sommer von der Hitze und den Moskitos gequält, im dunklen grausamen Winter von Kälte und Hunger, und von allem abgeschnitten, was das Leben lebenswert macht. Ein Verbannter erzählte, die Kirche wäre für ihn das einzige Verbindungsglied mit der Menschheit. Man kann sich vorstellen, wie ein Mann nach einigen Jahren hier gänzlich seine Identität verliert und vergißt, daß er je ein menschliches Wesen war. Aber das ist noch nicht der schlimmste Verbannungsort Nord Sibiriens."

Sredni Polymst schildert der Verfasser als eine „arktische Höhle“. Die Bevölkerung bestand aus 300 Personen; darunter waren 14 politische Verbrecher; die übrigen waren Beamte, Verbrecherkolonisten, Sakuten, Lamuten und Tungusen. „Der Ort erschien wie durch Krankheit dezimiert und alles andere eher als ein Aufenthalt für menschliche Wesen.“ Hier wird jeder zum Wahnsinn getrieben; unter den Verbannten war niemand geistig ganz gesund. „Ein paar Jahre machen sie schon gewöhnlich hinfällig“, sagte ein Beamter, „und selbst der geistig Nege wird in der Regel kindisch, nachdem er fünf oder sechs Jahre hier gewesen ist.“ „Aber warum denn das?“ fragte ich. Mein Freund ging zum Fenster und wies auf die trübselige Straße, die elenden Hütten und den gefrorenen Fluß, der in der Dämmerung dunkel dalag. „Das“, sagte er, „und das fürchterliche Schweigen. Tag für Tag, Jahr für Jahr nicht ein Laut. Ich habe in jener Straße mitten am Tage gestanden und hörte nur meine Uhr in der Tasche ticken. Ich selbst bin hier erst vor wenigen Monaten angekommen, aber selbst ich muß bald von hier wegkommen, um eine Veränderung zu haben, oder —“ er tippte bedeutungsvoll an seine Stirn . . .“

Von dem Volke, das auf der Tschuktschenhalbinsel, dem nördlichsten Landstrich Asiens, lebt, sagt der Verfasser: „Es sind dort vielleicht im ganzen 12 000 Tschuktschen; die Rasse besteht aus zwei Stämmen: den Küstentchuktschen und den Binnen-tschuktschen, die mehr oder weniger Nomaden sind und mit Rentierherden in Bergen und Ebenen umherstreifen, die ihre einzigen Existenzmittel bilden, während ihre Brüder an der Küste gänzlich von der See abhängig sind. Obgleich diese Stämme nominell russische Untertanen sind, sind sie die freiesten der Welt, zahlen keine Steuern und machen sich ihre eigenen Gesetze; sie sind tatsächlich nie von Rußland unterworfen worden. Samojeden, Burjäten und Sakuten sind alle von den Kosaken überwältigt, aber während zweier Jahrhunderte steht der Tschuktsche auf seinem Boden und hat, mit der Kälte und Einöde als Bundesgenossen, unverändert alle Eindringlinge hinausgetrieben. Daher sind die Tschuktschen auch von ihren russischen Nachbarn respektiert, wenn nicht gar gefürchtet, und obgleich in St. Petersburg verschiedene Versuche gemacht worden sind, einen „Saffak“ (Tribut an Pelzwerk) bei ihnen einzuführen, ist kein Beamter weit genug in das Tschuktschenland gedrungen, um die Steuer einzutreiben.“

(Nachdruck verboten.)

## Aus aller Welt.

C. K. Kaviar. Über die Kaviargewinnung, über die auffallend wenig zuverlässiges Material vorliegt, veröffentlicht Bernhard von Zingg in der Januarnummer von „Welhagen und Klafings Monatsheften“ eine fesselnde Plauderei, die den Freunden des Kaviars mancherlei Neues bietet. Wir geben einiges von seinen Mitteilungen im Auszuge wieder. Der Kaviar ist bekanntlich Fischrogen; der Astrachaner Kaviar, von dem der Verfasser fast ausschließlich spricht, weil die übrigen Arten ihn nicht an Güte erreichen, stammt von verschiedenen Mitgliedern der Stör- und Hausenfamilie. Der vornehmste dieser ausgezeichneten Sippe ist der Beluga, ein Hausen, der ein Gewicht von etwa 130 bis 192 Kilo erreicht, ausnahmsweise aber auch bis 600 Kilo schwer wird und etwa 10 Prozent seines Leibesgewichts an Rogen gibt. Ihm nächstbewertet ist der stattliche Ossetrowa, ein großer Stör, der etwa 6 Kilo Kaviar, bisweilen aber auch das Doppelte liefert. Es folgt dann der Scheruga, der gewöhnliche Stör, der in weit größeren Mengen als seine vornehmeren Verwandten gefangen wird und je etwa 1¼ bis 4 Kilo Rogen liefert; dieser ist kleiner und weniger fett als der der erstgenannten Arten. Neuerdings kommt auch viel sogenannter Schippkaviar von Bastardfischen in den Handel, der meist lichtgelb, weniger fein von Geschmack ist und vorzugsweise aus dem Süden des Kaspiischen Meeres stammt. Vielfach liest man auch von „Malosol-Kaviar“; es ist dies eigentlich keine besondere Sorte, sondern bedeutet nur, daß der Rogen schwach gesalzen ist. Die Fischereianstalten befinden sich teils unmittelbar an der Küste des

Kaspiischen Meeres, teils am Laufe der Wolga, in deren Verästelungen und ihrem Delta. Dort hat sich ein buntes Völkergemisch, Russen, Kalmücken, Kirgisen, Perser und Tartaren, zusammengefunden. Gefischt wird auf den ungeheuren Fischgründen des Kaspiischen Meeres während des ganzen Jahres mit einer Schonzeit im Juni und Juli, die seit diesem Jahre gesetzlich vorgeschrieben ist. Bei dem Hauptfang im Meere entfernen sich die Fischer bis zu 100 Werst von der Küste, um ihre Fangleinen auszulegen. Diese sind oft über einen Kilometer lang und tragen in kurzen Abständen an etwa einen Meter langen Stricken hunderte von starken, scharf gespitzten Angelhaken ohne Köder und werden von Korfschwimmern gehalten. Die Fischer fahren dann täglich oder je nach den Winden in Zwischenräumen von mehreren Tagen ihre Reinen ab und holen die Fische ein, die sich in den Angelhaken fangen. Oft ist die Ernte recht dürftig und beträgt auf 40 bis 50 Fischleinen nur ein oder zwei Fische. Nur die geradezu ungeheure Zahl der ausgelegten Reinen bringt schließlich doch den großen Gesamtertrag. In der Wolga wird zumal im Frühjahr, wenn die Fische zum Laichen stromaufwärts ziehen, der Fang in Netzen mit oft recht reichem Ertrag betrieben. Die Zubereitung des Rogens, seine Verwandlung in Kaviar, ist scheinbar eine sehr einfache Sache, verlangt aber doch eine eingehende Sachkenntnis und große Sorgfalt. Man unterscheidet dabei zwischen Preßkaviar, von dem in Rußland selbst gewaltige Quantitäten verbraucht werden, und dem Kaviar „im körnigen, rollenden“ Zustande, wie wir ihn kennen. Der Beluga wird nicht gepreßt, weil er zu wertvoll ist. Man schätzt die jährliche Belugaproduktion des Kaspiischen Meeres auf 10 000 Pud (zu rund 16 Kilo), die beinahe ganz zur Ausfuhr aus Rußland gelangt. An Störkaviar aber wird die drei- bis vierfache Menge gewonnen, von der etwa 12 bis 15 000 Pud nach Westeuropa exportiert, das übrige gepreßt werden dürfte. Für beide Sorten wird der Fisch zuerst vorsichtig ausgenommen. Der Rogen ist in eine Art Hülle, ein Häutchen, gebettet. Zur Beseitigung desselben kommt der Rogen auf ein größeres flaches, ziemlich großmaschiges Netz und wird auf diesem mit der Hand leicht in das darunter befindliche Gefäß durchgerieben. Hat man so den reinen Kaviar gewonnen, so erübrigt für den Kaviar „mit rollendem Korn“, unjeren Kaviar, nur noch die Salzung. Je nach den Sorten, vor allem je nach der Jahreszeit wird der Rogen mehr oder weniger gesalzen — in warmen Monaten ist ein größerer Salzzufluß erforderlich als in kalten. Das Salz muß sorgsam mit dem Rogen verrührt werden, wobei dieser immer flüssiger wird; die Flüssigkeit läßt man auf Bastieben ablaufen — es kommt aber ungenügend viel darauf an, den rechten Grad des Flüssigwerdens abzupassen, damit ein gutes rollendes Korn erzielt wird. Hauptsache ist ferner, daß nur bestes reines Kochsalz verwendet wird. Alle Zusätze zur Konservierung schädigen die Delikatesse und gefährden vielfach die sonst so hervorragende Bekömmlichkeit. Zur Verteuerung des Kaviars trägt wesentlich auch die umständliche Verpackung und die ganze Art des Transports, bei dem zum Beispiel auf dem Wege nach Berlin die Eispackung drei- bis viermal erneuert werden muß, bei. Es wirkt erstaunlich für den Laien, wenn er in den Kühlkellern großer Firmen sieht, auf wie kleinem Raume hier Kaviar im Werte von einer halben Million Mark und mehr lagert — der gute Kaviar ist eben im Verhältnis zu seinem Volumen eine der teuersten Waren der Welt.

Th. Eine zweite Baumblüte als Folge einer Feuersbrunst. Auch in unjeren Breiten, wo der Baumwuchs sich im allgemeinen streng an eine Jahresperiode hält, kommt es nicht allzu selten vor, daß gewisse Bäume im Herbst eine zweite Blüte treiben. Namentlich an Kirsch- und Kastanienblüten wird wohl jeder schon einmal diese Naturerscheinung beobachtet haben, gelegentlich auch an Birnen- oder Apfelbäumen. Genauere Untersuchungen haben diese Tatsache auch als erklärlich erscheinen lassen, insofern als die neuen Blütenknospen der Obst- und anderer Bäume schon Ende August vollständig entwickelt sind, obgleich dazu bestimmt, erst im folgenden Frühjahr aufzubrechen. Wenn nun ungewöhnliche Temperaturverhältnisse im Herbst eintreten und längere Zeit anhalten, so versehen sich einige dieser Knospen gleichsam in der Jahreszeit, entfalten sich noch im Herbst und gehen dann natürlich bald zu grunde, ohne ihren eigentlichen Zweck erreicht zu haben. In einem französischen Ort wurde in diesem Herbst gleichfalls das Auftreten einer zweiten Blüte an Apfel- und Birnbäumen beobachtet, die aber eine ganz sonderbare Ursache hatte und den Botaniker Nollh dazu veranlaßte, einer Pariser wissenschaftlichen Gesellschaft davon eingehende Mitteilung zu machen. An einem Herbsttage brach in dem betreffenden Landstädtchen eine beträchtliche Feuersbrunst aus, die ein ganzes Häuserviertel niederlegte. Der vom Wind genährte und rasch verbreitete Brand kam vor einem großen Obstgarten, der ausschließlich mit Birn- und Apfelbäumen besetzt war, zum Stillstand. Zwei Reihen der Fruchtbäume wurden gänzlich verbrannt, drei weitere Reihen schwer beschädigt. An den Bäumen

Der sechsten Reihe aber, die auch noch ernste Verletzungen erhalten hatten, zeigte sich die wunderbare Erscheinung, daß sie einige Wochen darauf neuen Blütenschmuck anlegten. Diese Herbstblüte konnte nur auf die starke Erhitzung durch die Feuersbrunst zurückgeführt werden, weil die Bäume entgegen ähnlichen Vorkommnissen nicht nur einige Blüten entwickelt, sondern sich wie im Frühjahr ganz mit Blüten bedeckt hatten. Andere Stämme, die der Hitze weniger ausgesetzt gewesen waren, zeigten auch noch einzelne Blüten. Die Naturerscheinung wirkte um so merkwürdiger, als ein Teil der Zweige an den blühenden Bäumen durch das Feuer ziemlich stark gerötet und seiner Lebensfähigkeit beraubt schien. An denselben Zweigen fanden sich gedörrte und neue grüne Blätter nebst Blüten. Nach einer anderen Richtung hatte der Brand in der Nähe von großen Fliederbüschen Halt gemacht, und auch diese überzogen sich einige Wochen darauf mit Blütensträußen wie im Mai. Die Wirkung der Hitze des Feuers auf die Entwicklung dieser Blütenknospen konnte demnach als unzweifelhaft betrachtet werden. Es handelt sich dabei um einen ähnlichen Einfluß, wie er von den Gärtnern mit Absicht hervorgerufen wird, um außerhalb der eigentlichen Jahreszeit Blüten von gewissen Pflanzen zu erlangen. Auffallend ist nur der Umstand, daß eine Erhitzung von solcher Stärke und von verhältnismäßig kurzer Dauer gleichfalls diese Wirkung hervorzubringen vermag. Der fragliche Brand begann etwa eine halbe Stunde nach Mittag und war gegen 4 Uhr bereits gelöscht. Bei der künstlichen Beschleunigung der Blüten unterhält man längere Zeit eine erhöhte Außentemperatur. Es fällt dem Botaniker schwer, eine eigentliche Erklärung für jene Wirkung abzugeben, da sich nicht recht begreifen läßt, wie eine plötzliche Erhitzung den schlummernden Blütenknospen eine derartige Energie zu erteilen vermag, daß sie nach Wochen zwangsweise aufblühen. Man kann da nur ganz allgemein von einer plötzlichen Erregung des Protoplasmas sprechen, die zu einer schnelleren Zellteilung und damit zur weiteren Entwicklung Anlaß gegeben haben muß. Vielleicht ist auch ein teilweise Austrocknung der vorzeitigen Entfaltung der Blüten günstig.

(Nachdruck verboten.)

**Rätsellecke.**

**Bilderrätsel.**



**Rösselsprung.**

	bringt	so	jahr	mer	
hofft	schung	dar	die	leid	ent
auch	zeit	und	täu	um	im
uns	das	neu	daß	bringt	es
e	wach	auch	neu	doch	jahr
	und	herz	selnd	glück	

**Gleichklang.**

Man macht es sich, man hütet es,  
Sucht's auf nach Bast und Mähen.  
Man hält's bewacht, befestigt es,  
Und pflegt es zu beziehen.  
Man kauft es ein, man revidiert's,  
Man dreht's, man feilt es und man schmiert's.

**Zahlenrätsel.**

1 2 3 4 5 1 6 7 8 9 10 2 5 11 9 1  
 unternimmt man gern zur Ferienzeit.  
 2 9 2 5 1 4 2 Quelle des tatkräftigen Handelns.  
 1 2 6 8 9 1 Gefühlsausdruck.  
 6 2 4 10 2 9 7 2 3 2 5 2 4 industrielle Anlage.  
 7 8 5 9 11 9 1 mahnt ab.  
 2 3 4 9 9 2 5 11 9 1 Trost im Alter.  
 1 11 10 5 11 9 Königtöchter, Gestalt der deutschen Helensage.

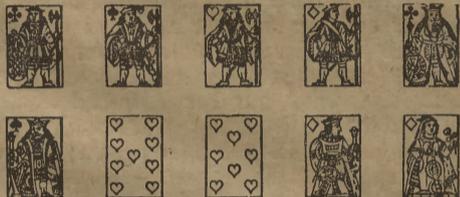
**Sinnrätsel.**

In einen Trank, den viele schätzen,  
Der um ein Drittel ist gekürzt,  
Mußt klug Du ein Verbrechen setzen,  
Dann ist der Trank erst recht gewürzt.  
  
Dann als des Herbstes schönste Gabe  
Reißt es in heller Sonnenglut,  
Doch wird es erst zur rechten Labe,  
Gibt es zum Tranke Dir sein Blut.

**Skatenaufgabe.**

(a b c d die vier Farben; A K; K König; D Dame, Ober;  
 B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).  
 Bei einem Sylvesterskat erhielt M, der Mittelhandspieler folgendes Spiel:

a, b, c, dB, aK, bK, e9, 8; dK, D.



V paßt sogleich und H schließt sich an. M behält Wendespiel; er wendet aD, findet noch bA, und drückt dK, D. Er verliert das Spiel, obwohl die Gegentrümpe verteilt sitzen. H hatte 5 Augen weniger in der Karte als V. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

**Auflösung des Bilderrätsels.**

Reinliche Fragen.

**Auflösung des Rätsels.**

Ente, Domino, Uhr, Album, Ring, Dose. — E d u a r d.

**Auflösung des Telegraphenrätsels.**

Richard, List, Stamm, Mond, Laute. — C h r i s t m o n a t.

**Auflösung des Merkrätsels.**

Freude Weihnachtsfeiertage.

**Auflösung des Silbenrätsels.**

Falke  
 Renzi  
 Österreich  
 Hammerstein  
 Lama  
 Isaac  
 Cannabich  
 Hundert  
 Ebene  
 Wendelstein

Fröhliche Weihnachten.

**Auflösung der Schachaufgabe.**

(Zweizüger von J. Möller: B. Kg7, Dg1, Ld3, f3, Sd6, f3, Ba4, e4. — Schw. Ko5, Sa1, h8, Tc3, Bc4, c7, h4.)

1. Dg1—f2, Kd6; 2. Da7. —  
 1. ...., e6; 2. Sc4: +. —  
 1. ...., Kf4; 2. Lg5 +. —  
 1. ...., belibig; 2. Lf6 +. —

Richtige Lösungen gingen ein von: L. Budzbon, Erwin Wiefenberg, Martha Gmke, August Schwantes, Fritz Littmann und Erich Rosenberg, Bromberg.